



**ERNST WIECHERT**

**DIE FISCHER**

**Ein Vorwort**

20 Tuschzeichnungen von Willy Fries

**Willy Fries**  
**DIE FISCHER - Eine Geschichte in Bildern**  
**20 Tuschzeichnungen**

**Bild 1: Die Männer**

**Bild 2: Die Frauen**

**Bild 3: Nach dem Gebete**

**Bild 4: Die Boote**

**Bild 5: Ausfahrt**

**Bild 6: Der Fang**

**Bild 7: Das Verladen**

**Bild 8: Zum Markt**

**Bild 9: Im großen Hafen**

**Bild 10: Der Fischmarkt**

**Bild 11: Heimkehr**

**Bild 12: Freude**

**Bild 13: Sturm**

**Bild 14: Die Fischer im Sturm**

**Bild 15: Tod**

**Bild 16: Bergung**

**Bild 17: Die Frau**

**Bild 18: Begräbnis**

**Bild 19: Kirche**

**Bild 20: Die See**

Der dieses Bildwerk geschaffen hat, kam eines Tages zu mir, legte die Mappe vor mich hin und bat mich, die Einleitung dazu zu schreiben. Er komme aus der Schweiz, habe einen Sommer und Herbst auf der Kurischen Nehrung im äußersten Nordosten unsres Reiches gelebt, und was er dort gelebt habe, sei ihm zu diesen Bildern verdichtet und verwandelt worden. Und da er von mir die Geschichte des Fährmanne Jürgen Doskocil und ein Erlebnis aus der Kinderzeit gelesen habe, in dem ein Fischer mit fremden Augen auf das laute Treiben der Weltkinder geblickt habe, so sei er der Meinung gewesen, ich könnte wohl berufen dazu sein, zu diesem seinem Werk das Nötige zu sagen.

So war also das immerhin Seltsame geschehen, daß ein junger Mensch aus einem fremden Lande, aus dem Lande des Hochgebirges, in meine Heimat gekommen war, zweitausend Kilometer von seinem Ursprung entfernt, und daß dieser Bild meiner Heimat, ein Bild aus Wasser, Himmel und Wüstensand, seine Seele ergriffen hatte. Und zwar nicht so, daß nur diese Landschaft als etwas Fremdes und Großartiges Macht über ihn gewonnen hatte, sondern daß die Menschen dieser Landschaft, die von ihr Geformten und ganz und gar in sie Eingeschlossenen, sich vor ihm erhoben hatten, gleichsam als ein unberührter und ausgewählter Stand göttlicher Ordnung, in dem noch einmal auf eine noch unverstellte Form das Schicksal des Menschengeschlechts sich uns darbietet: von der Geburt bis zum Tode, und innerhalb dieser alten Kreises noch alles streng bewahrend, was nach alter und strenger Gesetzlichkeit den Sinn eines Menschenlebens ausmacht: den Schweiß der Arbeit, wie das Blühen der Liebe, die Klänge des Tanzes, wie das Brausen des Sturmes, die Frömmigkeit des Glaubens, wie die Not des bitteren Todes. Und dieses Aufsteigen eines Menschenstandes vor den Augen und der Seele eines Künstlers war nicht etwa als ein Zufall mit ihm geschehen, als das Glück eines "Motivs", sondern es hatte sich ihm als eine strenge Forderung dargeboten: als die Forderung, nun in seiner Sprache zu verkünden, was sein Gesicht ihm gezeigt hatte. Ein Stück der göttlichen Ordnung vor die Augen einer zerfallenden Menschheit zu heben, einen Stand, den Christi Liebe bereits umfassen hatte, einen Stand, mit dessen Zeichen bereits Petrus gesegnet worden war, und der mit dem Einmaligen und Besonderen seines Daseins gleichzeitig das Allgemeine eines Symbols verknüpfte, so daß ein Bild dieses Standes viel mehr umfassen musste als seinen sichtbaren

Gehalt, wie denn ja auch das Bild eines Ringes oder eines Kreuzes den zufälligen Beschauer weit hinausweist über das Jeweilige in ein Unendliches des Sinns.

Und nachdem ich begriffen hatte, daß hier etwas Bemerkenswertes geschehen war: daß in einer entgötterten Zeit ein junger Mensch sich gedrängt gesehen hatte, nicht etwa die Krämpfe dieser Zeit darzustellen, sondern hinter ihnen das entweichende Gesicht des Ewigen gleichsam noch einmal einzuholen, bevor es für immer verschwinde, schien es mir eine schöne und an Ehren reiche Aufgabe zu sein, nun wie ein fast verspäteter Begleiter vor diese Gesichter zu treten, gleich fern der Bequemlichkeit des Kunstgenusses wie der flachen Erregung kritischer Betrachtung, sondern mit dem Auftrag, nun von meinem Wesen aus, dem Wesen der Dichtung, das Meinige zu tun, damit das in diesen Bildern Gewollte noch deutlicher, noch überzeugender, ja noch beschwörender vor die Herzen der Menschen trete. Und so lag der schöne Sinn dieser fremden Bitte nicht etwa in der Eitelkeit des Bittenden, hier sein Werk durch das billige Lob eines "Namens" auf billige Weise erhöht zu sehen, auch nicht in der Unsicherheit eines jungen Künstlers, der nun durch eine "Paraphrase" an Sicherheit und Deutlichkeit zu gewinnen wünschte, sondern allein in der Angst und Demut des Schöpfers, der sein Werk betrachtet, ob es nun auch gut sei, ob es auch reden werde zu den Menschen, so laut, wie es zu ihm geredet hatte, und der sich nun umsieht, ob er auch nichts versäumt habe und ob ihm nicht vielleicht noch ein Helfer werden könnte, nicht ein Helfer zu seinem Ruhm, sondern allein zu seinem Werk.

Und so soll das, was hier nun gesagt werden wird, auch nur so gesehen werden: als eine Hilfe zu einem Werk. Wer das Werk verurteilt, wird auch den Helfer verurteilen, weil er seine Hilfe an einen schlechten Zweck vertan habe. Und wer dem Werke danken wird als einer Berührung und Veredelung seiner Seele, der wird auch dem Helfer danken, weil er das Seinige dazu getan habe. Wer aber das Werk loben und den Helfer schelten wollte, der würde uns nichts Böses tun, weil wir ja beide nicht nach unsrem Ruhm getrachtet haben.

Nun ist es niemals das Wesen der Dichtung gewesen, zu einem Vorhandenen ein Begleitendes zu sein oder zu schreiben. Sondern es ist immer das Wesen aller Kunst gewesen, zu dem Urgrund des Seins und Geschehens hinauzusteigen und dort das Gesetz zu eng decken, aus dem lebendige Form sich entwickelt. Daß alles Dasein voller Wunder und Geheimnisse sei, ist nur in den flachsten Zeiten der Menschheitsgeschichte geleugnet worden, und niemals hat die Kunst eine andere Aufgabe gehabt als die Durchleuchtung dieser scheinbaren Wirrnis, die Entknüpfung verknüpfter Fäden, die Ordnung des Ungeordneten, die Aufstellung des Gesetzes über dem scheinbar Gesetzlosen. Das "Licht in der Finsternis" ist nur scheinbar ein Werk der Wissenschaft gewesen, eine Ordnung der Rätsel, aber nicht ihre Enträtselung. Das letzte Licht ist zu allen Zeiten das Licht des Glaubens und der Kunst gewesen, eine furchtlose Flamme, die hinuntergestiegen ist zu den Schächten des heimlichen Erzes. Und gleichviel, ob sie Gott oder den Teufel im Schein dieser Flamme geschaut haben: die Gläubigen und die Künstler haben das Letzte geschaut, das den Menschen zu schauen gegeben ist. Nicht das Erste und das Zweite, sondern eben das Letzte. Sie haben das Zufällige hinter sich gelassen wie das von den Zeiten als ewig Gepriesene. Sie haben sich nicht umgedreht, so wie auch die Weisheit der Märchen es vorschreibt, und wie im Märchen haben sie nicht gesprochen und nicht gefragt und sich nicht gefürchtet, bis der Lohn des Suchens auf eine wunderbar einfache Weise vor ihren Händen lag.

Und wenn in dieser Einleitung auch nicht nach den letzten Dingen dieser Erde getrachtet werden kann, so muss auch sie sich vornehmen, den Weg hinter die Erscheinungen zu finden. Und wenn in dem Werk des bildenden Freundes auch schon alles abgefallen sein sollte, was am Anfang dieser Schöpfung ihn bedrängte und antrieb, erstes Erlebnis und erstes Gesicht, Landschaft und Farbe, Alltag und Wiederholung; wenn in diesem Werk, je näher es zur Ernte reifte, vielleicht alles dieses abfallen musste, um den letzten Umriss zu erreichen, den einmaligen und nicht mehr veränderlichen: so muss doch dem Helfer erlaubt wenn nicht befohlen sein, zu diesem Anfang noch einmal zurückzukehren und von der Landschaft zu sprechen, in der dieser Werk zuerst geborgen gelegen hat wie in einer natürlichen Schale.

Es wird den Landsleuten dieses jungen Künstlers nicht leicht sein, von der bei aller Größe aufgeschlossenen und durchdrängten Lebendigkeit ihrer Erde den Weg zu finden zu der unsäglichen Verlorenheit und Schwermut dieses Nehrungsstreifens zwischen Haff und Meer. Es wird ihnen nicht leicht sein, sich in einem der schweren Kähne zu sehen, die aus dem dunklen Delta des Memelstromes sich aufmachen nach Westen, und nun den fahlen Landstreifen aufwachsen zu sehen über der Kimmung, zu einem dunklen Band, zu einer in Farben sich aufteilenden Mauer, zu einem Wüstengebirge, erst blau, dann grün, dann violett und endlich von fahlem Glanze überspült, ausgefeilt bis in das letzte der Umrisslinien. Und dann an dem lautloser Fuß dieser Welt zu stehen, die aufbricht, fahl und weißgelb, aus dem dunkelnden Wasser empor, senkrecht getürmt, Mauer aus totem Sand, Gebirg an Gebirge gewälzt, bis es im Süden verbleicht. Eine Welt nicht nur der Größe, nicht nur der Kraft, sondern der Majestät. Denn Majestät ist überall, wo Schweigen der Menschen empfängt: Fürsichsein, Duldung, Nichtseher. Die Möwe schreit, der Strandhafer klirrt, und jede Wolke steigt mit ihrem Schatten wie ein Lebendiges über den Dünnenberg. Dann erlischt das tote Weiß, wird dunkel und blau, bricht wieder heraus und gibt dem toten Sand das flackernde Licht des Kerzenscheins über einer versteinerten Stirn. Und endlos rauscht und mahlt das Meer, mit jenem traurigen Klang, mit dem es über begrabene Götter rauscht, über Bernsteinkrone und Steinaltar.

Und hinter Thymian und Weide, hinter Birke und Moor türmt die Wanderdüne sich flammend auf. Ging jemals ein Fuß über dies Jahrtausendgesicht? Wo sind die Dörfer, die sie begrub? Wo sind die Leben, deren Särge der Wind entblößt? Segel zittern am Horizont, vor einer schrecklicher Stummheit, wie über einem Totenschiff. Dörfer liegen gepresst zwischen Düne und Haff, urwirklich, verwunschen und tot. Nur der Wird ist lebendig, die Wolke, der Sand. Und mitunter steht es auf, vor dem Abendlicht, das Tier, dem diese Erde gehört: der Elch. Sein Auge ist kalt, ein leeres Gefäß, durch das die Jahrtausende fielen wie rieselnder Sand. Der Elch macht dir nicht Platz. Er sieht dich an, und wenn er sich wendet, beliebt es ihm, nicht dir. Seine Schaufeln schimmern wie alter Kronen gedunkelter Glanz. Sein Schritt ist der Schritt vor Königen, furchtlos, raumlos, grenzenlos. So steigt er die Düne hinauf. Er hat dich vergessen wie ein Gesträuch. Auf dem messerscharfen Grat des blauen Gebirges steht er reglos vor der Ewigkeit, nach

Osten gewendet das Haupt. Namen und Jahre verfallen vor diesem Blick. Und wenn er herabsteigt am jenseitigen Hang, ist es, als steige er zu den großen Toten hinab und niemals werde die Erde seinesgleichen sehen. Das also ist das Land, in dem die Bilder dieses Buches geschehen. Ein Land, über das Gottes Füße gehen könnten, ein Land, in dem Moses die steinernen Tafeln empfangen haben könnte, das Land der ungeheuren Einsamkeit, der Verschüttung, der Auslöschung alles Seins. Und in seiner Schale, geborgen wie bedroht, wachsen seit Jahrhunderten die Menschen auf, von denen dieses Werk erzählt. Das Werk hat diese Schale abgestreift. Sie war ihm nicht mehr wichtig genug. Sie war ihm nicht allgemein genug. Es hat diesen Stand zwischen die beiden Mächte gestellt, die keine Zeit und keine Landschaft ändert: zwischen Gott und das Meer. Aber das Unsichtbare der Herkunft ist nicht ausgelöscht in diesem Werk. In den Stirnen, den Augen, den Lippen von Mann und Frau ist sie noch da als ein zweites verborgenes Leben, als ein Widerschein der ungeheuren Einsamkeit, als ein Nachglanz der Gesichter dieser Erde, wie in den Darstellungen Johannes des Täufers ein Widerschein und Nachglanz der verlorenen Insel ist, auf der er saß.

Leicht zu sagen, so sähen diese Männer nicht aus. So sähen diese Frauen, diese Kirchen, diese Tänze, diese Begräbnisse nicht aus. Es mag wohl sein, dass ihre Oberfläche anders aussieht, näher gleichsam, flacher und vertrauter. Aber es wird wohl so sein, dass die Seele dieser Menschen und Begebnisse so aussehen muss, wenn sie durchleuchtet und entkleidet, geprüft und gewogen, entbunden und in das Ewige verflochten wird. Und nicht mehr und nicht weniger ist hier geschehen, als was in jeder Kunst geschieht: die Verwandlung eines zeitlich Wirklichen in ein zeitlos Wahres. Hier ist ein Kreis geschlagen worden um die bunte Fülle einer Welt. Ein Kreis, dessen Mittelpunkt nichts anderes ist als die göttliche Ordnung, und auf dessen Peripherie ihre Erscheinungen ablaufen, fröhlich und traurig, still und bewegt, hell und duster, werdend und vergehend. "Dass der Anfang mit dem Ende sich in eins zusammenzieht ..." Und dass aus allem diesem nichts Geringeres aufsteht als das tröstende Gesetz aller Welt: Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Nicht Zufall und nicht Willkür, dass die Gesichter der Männer aufschwimmern aus dem Raumlosen wie Gesichter aus russischen Heiligenbildern, immer mehr sich mit Trauer beschattend, je tiefer sie zurück tauchen in den

Hintergrund. Daß das Gesicht der Frau, wie in Grabtücher gehüllt, am Stamm des Kreuzes lehnen könnte, wie es nun aufbricht aus der Dämmerung der Kirchenfenster. Daß die Bögen der Kirche im nächsten Bild zurückreichen bis in eine Dämmerung, die die Dämmerung des Allerheiligsten sein könnte, wo der Mensch sich noch einmal mit seinem Gott bespricht vor seinem Tod. Denn in diesem Land ist der Tod auf eine nähere und natürlichere Weise als in einem andern Land, und deshalb ist auch Gott in ihm auf eine nähere und natürlichere Weise als sonstwo. Hier ist die Gestalt am Kreuz noch voller Todesqual. Hier ist das Gestühl noch überschattet von dem Dasein derer, die der Sturm verschlang. Hier ist in der Orgel noch das "Donnerwort der Ewigkeit", in dem Wort des Pfarrers noch das beschwörende Ringen um Gottes gnädige Hand, im schleppenden, nicht endenden Gesang noch der ungeschmälerte Schauer des "Herr, erbarme Dich!" Hier, und hier allein, ist der Sabbat noch, wie er eingesetzt wurde im Alten Testament: die Wochenruhe am Samstagabend, dem einzigen Abend, an dem die Boote nicht ausfahren zum Fang.

Und deshalb ist es eine tiefe Wahrheit, dass vor den Booten in dieser Bilderreihe dasjenige steht, was "am Anfang" ist: der Mann, die Frau und Gott. Aus ihnen zeugt sich die Reihe, wie sich das Leben aus ihnen zeugt, und auch von diesem Leben ist nichts anders zu sagen, als was der Psalm von ihm gesagt hat: dass es Mühe und Arbeit gewesen ist. Kein Zufall, dass vom 4. bis zum 11. Bild nichts als dieses Wort des Psalmes erklingt, und dass vom 13. bis zum 19. Bild nichts als das andre Wort des Psalmes erklingt: dass der Mensch, vom Weibe geboren, nur sei wie ein Gras auf dem Feld, das da frühe blühe, und bald welk werde, und des Abends abgehauen werde und verdorre. Nur ein einziges Blatt unter zwanzig ist dem gewidmet, was für die meisten unsrer Zeit den Sinn von Tagen und Nächten enthält: dem Vergnügen. Am Ende aber steht das Meer, wie es am Anfang als ein Widerschein in den Gesichtern der Männer und Frauen, als ein Widerhall in den Bögen der Kirche gestanden hat.

Welche großartige Einfachheit in dem Aufbau einer Welt! Welche tief sich mitteilende Sittlichkeit in dem Ablauf ihres Geschehens! Welcher schweigende Adel in der Haltung dieses Lebens und Sterbens, abseits der Welt, fern ihrem Zauber und sie doch überragend in der Treue der Geschlechter, die nichts als dasselbe Los wiederholen von Geschlecht zu Geschlecht. Hier

können die Würfel nur einfach fallen. Hier ist der Einsatz immer gross und immer gleichbleibend, und spärlich der Gewinn. Hier ist keine Veränderung und keine Lockerung der Natur oder der göttlichen Hand. Hier ist die Treue von Leben und Tod. Hier ist die Gebärde sparsam, das Wort gedämpft, die Sehnsucht verhüllt, die Ergebung stumm. Hier ist der Kreislauf der Schöpfung im engsten Raum, hier ist das Schicksal, wie es größer auch nicht aus der Geschichte von Völkern spricht, nur gereinigter, gedrängter, gebändigt und beherrscht. Das Schicksal, dem sich zu beugen den Menschen weder schändet noch verwirrt, weil es die Beugung unter ein Gesetz ist, das aufgerichtet ist über ALLER Kreatur.

Ich glaube nicht, dass es mir zukommt, außer dem wahrhaft Sittlichen, das aus dieser wie aus aller Kunst leuchtet, auch das wahrhaft Künstlerische zu deuten. Auch wem das Wort gehorsam ist, vermag über die Schönheit einer Melodie nicht das Geringste auszusagen, weil sie sich allem Wort entzieht. Ich glaube, dass das Letzte in aller Kunst ein Unmittelbares ist, ein niemals zu Sagendes und auch niemals zu Deutendes, das plötzlich wie ein Flammenzeichen ausbricht aus der Mühsal menschlicher Gestaltung und wie ein Flammenzeichen unsre Seele durchglüht. Es ist mit ihm wie mit dem Unmittelbaren eines Menschengesichts. In tausend Formen der Natur gleitet das Menschengesicht durch unser Leben, angeknüpft an uns durch Achtung, durch Ehrfurcht, durch Freundschaft, durch Gleichgültigkeit, durch Abneigung. Und dann, eines für alle Zeit leuchtenden Tages, hebt sich aus den Tausenden ein einziges Gesicht vor unsre Seele, und wie ein Flammenzeichen glüht es über unser Leben hin, es erhaltend, erwärmend, beglückend und veredelnd. Wer vermöchte zu sagen, weshalb es dieses Gesicht sei und kein anderes? Wer vermöchte, und wenn alle Künste ihm gegeben wären, zu erklären, worin das Süße und der Zauber gerade dieser Form begründet seien?

Dem Ergriffenen ist alles lebendig und bedeutungsvoll. Er wird lange bei dem Anblick der Frau verweilen (Bild 2), hinter dem die anderen Gesichter wie Masken stehen und hinter dem die Welt wie ein Gedämpftes durch die Kirchenfenster dämmert. Er wird lange bei der Linie des Mundes verharren, dieser seltsamen Verknüpftheit von Herbe, Süße, Verschllossenheit und Lächeln. Und dann wird er sich lange nicht von diesen Augen abwenden kön-

nen, in denen das Antlitz gleichsam aufbricht und hinter denen, in einer unsäglichen Ferne, eine rätselhafte Welt der Güte und der Schwermut, der Angst und der Ergebenheit schweigend ruht.

Der Ergriffene wird ebenso bei der Frauengestalt im Vordergrund des 3. Bildes lange verweilen, und es wird ihm bewusst werden, wie der Nachhall des Gebetes das Körperliche eines Menschen gleichsam absterben lassen kann, wie Antlitz und Gebärde sich zuschließen, abgewendet aller Welt, indes hinter der bleichen Maske des Gesichts sich der Umgang mit einer unsichtbaren Welt vollzieht, die hinter den Pfeilern und Bögen aufgestanden war und nun in Schweigen versinkt.

Der Ergriffene wird das Drängende, Eilende und Hoffende fühlen, mit dem ein totes Ding erfüllt sein kann (Bild 5), und seine Augen werden hin und her gehen zwischen dem Bild dieser Ausfahrt und dem Bild der Heimkehr (Bild 16), wo dasselbe Boot, das vorher aufbrach ins Lebendige, nun gleichsam gebrochen und zerfallen wiederkehrt, ein Träger des Todes., nachdem es ein Träger des Lebens gewesen war.

Der Ergriffene wird auch bei dem Bild des Tanzes verweilen, wo eine Masse gestützt wird durch zwei Gesichter, das des Mädchens im Vordergrund und das des Spielers im Hintergrund, das über der schimmernden Linie der Harmonika wie das eines Zauberers über seinen Beschwörungen leuchtet.

Der Ergriffene wird nach allem diesem, wenn der Sinn eines kargen Lebens sich ihm erschlossen hat, die Bergung (Bild 16) ohne Grauen als eine Station des Kreises empfinden, in den auch er gestellt ist. Auf keinem Bilde vielleicht ist das Einfache größer als auf diesem. Der Bogen des Kreises, auf dem der Anfang mit dem Ende sich zusammenzieht: die Linie des Strandes, auf der sie einander entgegenkommen, Tod und Leben. Ein Haus, ein Boot, das Meer, und im noch spurlosen Sand werden nun die Spuren sich begegnen, die wir alle getreten sind und die wir noch zu treten haben.

Wer aber das Bild der Frau (Bild 17) nun vor die Augen hebt, vergesse nicht, das Bild aus dem Anfang (2) dazu zu sehen. Und wenn die vergleichende Betrachtung ihm überflüssig scheint, des Mundes etwa oder des Stirntuches, so sollte er einmal den Blick von den Augen des einen Bildes zu denen des andern gehen lassen. Vielleicht enthüllt sich ihm der Sinn dieses großen und wirren Lebens in dieser kleinen Wendung seiner Augen. Und wenn er

nichts sähe als die Verschiebung und Verkleinerung des Lichtpunktes, die Verdunkelung der Lebensflamme gleichsam, die Verhüllung eines Schicksals, so würde er tief hineingesehen haben, nicht nur in die Werkstatt des Künstlers, sondern auch in die Werkstatt des Lebens. Dann würde ihn nicht mehr erschrecken, wie man den Leib zu Grabe führt (Bild 18). Auch nicht, dass die Gebärde der Kinder, gehorsam ihrer Welt, herausdrängt aus der düsteren Strenge dieses Zuges. Und er wird verstehen, dass ein Daino von der Kurischen Nehrung das Bild des Todes ohne Schrecken malen kann. Nur vor dem Müßigen steht das Ende mit Grauen, vor den andern aber steht es als ein Gesicht des Friedens:

"Gehn will ich, gehn in jenes kleine Ländchen,  
wo's keine Arbeit mehr gibt.  
Wo's unter Rasen, unter grünen Halmen,  
wo's keine Arbeit mehr gibt ... "

Und auch das Antlitz des Meeres, ohne Anfang und Ende vor den Beschauer gebreitet, wird ihm nun sein wie ein Antlitz des Schicksals, das überall ist, wohin auch der Mensch die Augen wende, dem niemand entgeht und das niemandem entgeht, weil sie nicht zwei sind, Mensch und Schicksal, sondern immer nur eines.

Ist aber dieses erreicht, der Blick des kleinen, immer verwirrten, immer ruhelosen Menschenlebens in das Große und geruhig Schweigende der "ewigen ehernen Gesetze", so ist auch erreicht, was Goethe als Wünschenswertestes für den Menschen bezeichnet hat: "dass sich Gott-Natur ihm offenbare". Und so wahr es ist, dass wir, wollend oder nicht wollend, nach Ewigkeit verlangen als nach dem unveränderlich Ruhenden in allem Wechsel, so wahr ist es dann auch, dass es des Künstlers schönes Amt ist, uns diese Ewigkeit zu deuten, sie da schon zu deuten, wo wir noch Verwirrung und Trübsal der Zeit erblicken, die Schleier von unsren Augen zu heben und, mit ferne weisender Gebärde, uns gewiss zu machen, dass alles gut sei, was geschehe. Dann ist es, als führe er unsre bange Menschenhand bis an die Achse der Welt, damit wir fühlen, wie ruhig und stetig sie durch alle Wirrnis kreist. Und noch einmal erinnern wir uns dankbar des Kindergefühls, als etwa zum ersten Mal der Vater uns auf den Glockenturm der Heimatkirche führte, immer höher ins bedrängende Gebälk, noch über die Glocken hin-

aus, bis die Ferne der Welt sich aufhob vor unsrem Blick. Dort standen wir zitternd vor dem Ungeheuren des Anblicks, aber vertrauend hingegeben an des Vaters Hand, und wenn dann über uns zu erdröhnen begann, worauf wir standen, Stein und Gebälk, wenn wir dann dachten, dass nun die Welt zusammenbreche und wir mit ihr, dann hob der Vater die Hand und wies unsre Augen hinaus, wo auf weißen Straßen die Menschen zum Glockenton strebten; wo Hügel und Wald und Fluss und Feld gebreitet lagen in uralter Ordnung, wo von andern Türmen das gleiche geschah wie von dem unsrigen; wo die Welt nun groß und herrlich wie zum ersten Mal sich vor uns erschloss und wo zum ersten Mal uns etwas wie eine Verheißung geschah. Da war dann das Schwingen und Dröhnen unter unsren Füßen nicht mehr ein Wildes des Aufruhrs und der Gefahr, sondern war Ordnung und Gesetz und der kindlichen Seele an des Vaters Hand geschah nichts anderes, als was der Menschenseele an der Hand des Künstlers geschieht: die Offenbarung des Seins.

Möchte auch diese Bilderreihe dazu geschaffen worden sein, in bedrängender Zeit die Seele des Beschauers an das Ewige zu führen. Es ist kein Zufall, dass in den Märchen die Gestalt des Fischers so häufig neben der des Königs steht. Heute ist es so, dass eines Königs Leben und Sterben noch immer die Welt erfüllt, indes der Fischer Schicksal zurückgesunken ist in das Unbedeutende unter geordneten Seins. Der Kunst aber ist es gegeben, die alten Ordnungen wiederherzustellen und uns dahin zu leiten, dass wir vom Schicksal des Geringsten denselben Abglanz empfangen wie vom Schicksal des Größten. Den Abglanz des göttlichen Wollens, das den Menschen, ob Fischer oder König, "ihm zum Bilde" schuf.

Ambach a. Starnberger See

Ernst Wiechert

Mai 1934